

# Briefe alter Kameraden.

Mokundange, den 5. August 1928

Sehr geehrter Herr Dr. Winter!

Ich unterziehe mich der schweren und schmerzlichen Pflicht, Ihnen und der Kolonialschule bekanntzugeben, daß unser lieber Kamerad Wolfgang Schuster einem furchtbaren Unglück zum Opfer gefallen ist. Er wurde am Nachmittag des ersten August beim Baden in der See im Kampf mit einem Haijisch so schwer verletzt, daß er 11 Stunden später, am 2. August morgens 4 Uhr seinen Wunden erlegen ist.

In den 2 Monaten, die Kamerad Schuster hier war, ist er meiner Frau und mir sowie all seinen Kameraden so lieb geworden, daß wir alle aufs Schwerste erschüttert sind und seinen Verlust tief beklagen. Ich persönlich verliere in ihm einen meiner besten Assistenten, von dem ich in Zukunft viel erhoffte, denn schon in der kurzen Zeit hatte er sich so gut eingearbeitet, daß ich ihm gerade am Morgen des verhängnisvollen Tages noch meine vollste Zufriedenheit aussprechen konnte.

Ich will versuchen, Ihnen den entsetzlichen Vorgang zu schildern, wie ich ihn aus Schusters eigenem Mund und aus den Erzählungen seiner Kameraden erfahren habe.

Meine drei jungen Leute waren wie alle Tage nach einer, eine halbe Stunde von meinem Hause entfernten Sandküste zum Baden gegangen. Während Jacobs und Pascoe, den Sie wohl kennen, mit ihrem Kanu ein Stück durch die Brandung ruderten, blieb Schuster im flachen Wasser um zu schwimmen. Plötzlich fühlte er sich am linken Arm gefaßt. Er faßte sofort Fuß (das Wasser ging ihm nur bis an die Brust) und sah einen großen Fisch am Arm hängen. Ein gräßlicher Kampf spielte sich ab. Mit der freien Rechten schlug und boxte der arme Junge auf den Kopf des Ungeheuers los, das endlich von dem Arm abließ, aber immer wieder versuchte, ihn anzugreifen und ihm an Hüfte und Schenkel noch tiefe Fleischwunden beibrachte, ehe es ihm gelang, es endgültig in die Flucht zu jagen. Er schleppte sich ans Ufer, mit der rechten Hand den Blutstrom zu dämmen suchend. Am Strande besiel ihn eine kurze Ohnmacht, während welcher sich der Griff der rechten Hand lockerte. Seine Kameraden, die auf sein Hilferufen während des Kampfes so schnell als möglich mit dem Kanu umkehrten und ihm zu Hilfe eilten, fanden ihn schon wieder bei Bewußtsein. Pasco band ihm mit der Schnur des Bademantels sachgemäß den Arm ab und brachte die Blutung zum Stehen, während Jacobs nach seinem Hause lief, Verbandszeug, Decken und eine Hängematte zu holen und mir Botschaft zu schicken. Ich jagte mit dem Auto nach Viktoria, um den Arzt zu holen, und meine Frau fuhr mit dem Auto eines

Bekanntem, der zufällig da war, nach der Unglücksstelle und brachte den Verwundeten nach unserm Hause.  $\frac{3}{4}$  7 Uhr kam ich mit dem Arzt zurück. Der Arm war grausam zugerichtet. Rings um den ganzen Oberarm war in Handbreite alles Fleisch vom Knochen abgerissen, und auch der Unterarm war gräßlich zerfleischt. Die Verletzungen am Schenkel und an der Hüfte waren zwar nicht so unheilvoll, sahen aber auch schlimm genug aus. Daß der Arm nicht zu erhalten war, und ein Transport ins Hospital nicht in Frage kommen konnte, sah der Arzt wohl auf den ersten Blick. Der Blutverlust war enorm gewesen und die Kochsalzlösung, die sofort eingeführt wurde, konnte das nicht mehr ersetzen. Der Arzt, ein alter Engländer, sagte, er müßte am andern Tage den Arm abnehmen und brauchte dazu den Assistenten von Dr. Graf. Er mußte nach Viktoria zurückfahren, um alle Vorbereitungen für die Operation zu treffen; unser Herr Jacobs fuhr hinauf nach Buea, um Dr. Graf zu holen, und die W.A.P.V. schickte uns für die Nacht ihren sehr erfahrenen und geschickten Heilgehilfen Hesselbarth. Gegen 3 Uhr morgens sahen wir, daß es zu Ende gehen würde. Um 4 Uhr ist er ganz saust entschlafen. Bis 10 Uhr abends war er völlig bei Bewußtsein und die Festigkeit und Ruhe, mit der er dem ganzen Unglück standgehalten hat, war einfach zu bewundern. Daß er tödlich verwundet war, glaubte er zwar wohl nicht, aber den Arm hatte er ja selbst gesehen und seine einzige Angst war, daß er dienstuntauglich nach Deutschland zurück müßte. Er bat mich fortwährend, ihm nicht böse zu sein und ihn doch zu behalten oder doch ihm zu helfen, daß er für die Bibundie wieder rauskommen dürfe, wenn die Wunden geheilt seien. Meine Versicherung, daß er seinen Dienst hier auch ohne linken Arm versehen könnte, tröstete ihn sehr. Die Schmerzen trug er bewundernswert. Später, als er schon schwächer wurde, sagte er einmal, „Nun kann ich nichts mehr für Deutschland tun.“ Wir haben ihm in unserm Hause eine würdige Trauerfeier gehalten, zu der von Viktoria alle, die ihn auf der Ausreise kennen gelernt hatten, herüberkamen. Pastor Glöckel von der Basler Mission segnete ihn ein und seine Kameraden trugen ihn zu Grabe. Er ruht an der Seite des ersten Pflanzers, der hier in Mokundange gearbeitet hat.

Ich habe in Afrika schon an manchem Grabe gestanden, aber noch nie war ich so bis ins Innerste erschüttert. Dieser prachtvolle Junge, dieses blühende, hoffnungsvolle Leben uns so plötzlich und auf so grausame Art entzissen, das ist das härteste, was ich hier draußen erlebt habe. Daß es immer die besten trifft! Es baden in Viktoria, in Botha, überall wo flacher Sandstrand ist, seit langer Zeit Engländer sowohl als Deutsche trotz aller Warnungen von uns alten Kamerunern. Immer hieß es, unmöglich kommt ein Hai in so flaches Wasser. Man war allgemein so sicher geworden, daß sogar ich selbst mit meiner Frau an demselben Platze geschwommen bin. Heute mache ich mir die

Schwersten Vorwürfe, es nicht von Anfang an strengstens verboten zu haben. Jetzt muß der Tod unseres jungen Kameraden wirklicher sprechen als alle unsere Warnungen. Die Teilnahme in der ganzen Kolonie ist allgemein, und jeder einzelne fühlt, daß er durch ihn in Zukunft vor einer gräßlichen Gefahr bewahrt wird. . .

W. Kettner.

O. 17. September 1928

Lieber Kamerad!

Hier in unserem alten Südwest ist noch eine bedeutende deutsche Siedelung. Aber viele arbeiten nur so triebmäßig, bleiben, weil sie müssen, und fühlen sich unbehaglich durch die Umgarnung der südafrikanischen Neusiedlung, sind enttäuscht von dem Zuzug aus Neudeutschland. Gerade ich habe da auch bittere Bissen zu schlucken gehabt. Nun sitze ich an der Heerstraße einer Neueinwanderung. Die Angolaboeren sehe ich jeden 3. Tag in Autozügen vorbeifahren. Das soll über ein Jahr so fort gehen. In jedem Zug von 6 funkelnagelneuen Autos sitzen im ersten Wagen 5 Boerenfamilien während die anderen Wagen mit ihrer Habe beladen, meist überladen sind. Die Reise geht in etwa 12 Reisetagen von Tschimaka resp. Swartboydrift am Kunene nach der Kalahari östlich Gobabis, wo jeder Zug in schattenlosem Grasland an einem Bohrloch mit Petroleum-Motor und Tränke abgesetzt wird. Fünf solcher Züge sind in Fahrt, die alle drei Wochen hin- und her verkehren. Das Land wird voll Fremdvolk, aber eben dadurch, daß es so wenig Wert auf tüchtige Arbeit legt, wird unser einstiges Südwest für uns immer mehr entwertet. Es wird dem Heimatdeutschen schon einmal die Erleuchtung kommen, nähere Siedlungsarbeit aufzunehmen, ich meine das Restland Posen, Westpreußen, weiter die deutsche Landbevölkerung zu entlasten, wir werden ja ein Land ohne Volk, zertreten von den anderen, leider ein verdientes Los.

. . . . .

Sakura, 11. Juli 1928.  
Post Pangani, Tanganjika Terr.  
East Afrika.

Lieber Herr Dr. Winter!

Für ihren lieben Brief vom 2. März herzlichen Dank. Ich hatte mich sehr gefreut, endlich einmal etwas aus dem schweigsamen Wizenhausen zu hören. Die Mitteilungen des Alt Herren-

verbandes sind zwar immer an mich gelangt, doch können sie persönlichen Gedankenaustausch nicht ersetzen.

Die Nachricht von Herrn Direktor Zabarius Tod hat mich sehr betrübt. So sehr man mit einem baldigen Ende rechnen mußte, wirkte sie dennoch unerwartet und plötzlich. Das ist auch mir zu erklärlich. Denn Menschen, die im Kreise der persönlichen Erlebnisse eine Rolle gespielt und — wie unser Direktor — durch die Art ihres Charakters als Führerpersönlichkeit gewirkt haben, werden doppelt fühlbar vermißt, wenn der Tod sie uns entreißt. Führerpersönlichkeiten sind leider dem heutigen Zeitgeist entsprechend nur selten zu finden und doch sind sie für die Heranbildung des Menschen von ausschlaggebender Bedeutung. Wir hatten in Witzenhäusen in unserem Direktor eine solche Persönlichkeit, die durch große Energie in der Verfolgung eigener Ideen und der — trotz stärkster Widerstände von außen wie körperliche Gebrechen — nie sichtbar nachlassenden Spannkraft als Vorbild wirken mußte. Wenn auch die Auswirkungen dieser Fähigkeiten nicht unberechtigte Kritik hervorgerufen haben, so ändert das nichts an dem Wert solcher Elemente, die über dem Durchschnitt liegende Erfolge erst ermöglichen.

Eine bewußte Bildung des Studierenden in diesem Sinne halte ich für sehr richtig. An der Spitze der Fähigkeiten, die ein Pflanzler hier draußen besitzen muß, steht nach meiner Ansicht die richtige Eingeborenenbehandlung. Dann folgen Organisationsvermögen und die nicht zu schwer zu erlernenden eigentlichen beruflichen Aufgaben. Die Verhältnisse haben sich nach den Aussagen der alten Pflanzler gegenüber der Zeit vor dem Kriege ganz bedeutend geändert. Die unter deutscher Herrschaft übliche Prügelstrafe ist abgeschafft und durch keine gleichwertige ersetzt worden. Wir haben kein wirksames Mittel in der Hand, Disziplin und Ordnung unter den Arbeitern aufrecht zu erhalten. Hier setzt der Wert der Persönlichkeit ein. Die hier in den Küstengebieten lebenden Arbeiter sind gegenüber den aus den völlig unkultivierten Gebieten kommenden Buschnegern einmal in der Ueberszahl und bezüglich des Kulturniveaus letzteren weit überlegen. In diesen Leuten stecken Charakteranlagen, die sich als Ersatz für die Wirkungen der genommenen Prügelstrafe auswerten lassen. Allen gemein ist natürlich das Ergebnis: möglichst viel Geld verdienen, dann bei den weiter entwickelten ist es die Einbildung auf die Arbeit, in der er „Meister“ ist, z. B. bildet sich der eine etwas darauf ein, doppelte oder gar dreifache Akkordsätze = Tagesleistungen an einem Tage herauszuholen, sei es im Schnitt oder beim Abtransport. Hier wieder die Einbildung, den Wagen besonders gut beladen und bremsen zu können, ebenso schieben usw. Diese Kategorie der Eingebildeten gibt es zum Glück eine große Zahl. Die noch höhere Intelligenz zeigt sich im Ehrgefühl — Ehrgeiz — letzterer Begriff wohl hier besser passend. Die so beschäftigten Leute haben Anlagen, als Aufseher zu fungieren. Ich arbeite bewußt darauf hin, in den Aufsehern das Verant-

wortungsgefühl zu bilden und zu steigern. Ich beschäftige mich nicht so sehr mit den einzelnen Leuten und ihren Fehlern, die sie bei der Arbeit machen, sondern wende mich sofort an den zuständigen Aufseher. Diesen mache ich dafür verantwortlich, daß ordentliche Arbeit geleistet wird. Meistens gehe ich mit dem Oberaufseher herum und mache den mit auf die Fehler und Mängel aufmerksam. Dieser Mann muß Ehrgeiz im Leibe haben, sonst ist er für einen verantwortungsvollen Posten untauglich. Als ich von meinem Vorgänger den Schnitt (Ernte) übernahm, mußte ich mich zunächst mit einem absolut untauglichen Oberaufseher abfinden, der weder Ehrgeiz noch Verantwortungsbewußtsein besaß. Ich merkte dann auch bald Unregelmäßigkeiten, die mich zu meiner ersten energischen Ansprache an die Aufseher veranlaßte — nachdem ich mir vorher die noch unbekanntenen Suaheli-Wörter aus dem Lexikon zusammen gesucht hatte. Der Oberaufseher slog. Auf die anderen Aufseher machte mein Vorgehen offensichtlich starken Eindruck. Ich ernannte einen anderen, der mir eine zuverlässige Stütze wurde. Er war vom Stamme der Wanganwezi, Sultansohn, groß und Respekt gebietend, im Kriege Askari.

Wie verfehlt es ist, grundsätzlich allen Schwarzen Ehrgefühl und Ehrgeiz abzusprechen, habe ich an diesem Aufseher Kazimila gesehen. Ich erklärte ihm, auf welcher einfachen Art und Weise ich an Hand meiner Berechnungen feststellen kann, ob die Leute gut gearbeitet oder Betrug begangen haben. Ich brauchte also selbst gar nicht die Leute zu beobachten, sondern mache ihn mit den anderen Aufsehern für die begangenen Fehler verantwortlich, die eine Herabsetzung des Lohns und andere Strafen zur Folge haben. Ich erreichte damit, daß ich nicht mehr selbst dauernd hinter den Leuten zu stehen brauchte, sondern dem Kazimila immer mehr Selbstständigkeit einräumte. Er fühlte sich dementsprechend als der Oberaufseher. Doch hatte er auf anderem Gebiet seine Fehler, von denen ich nichts wußte, bis sein Selbstmord durch den Strick sein „anderes“ Leben aufrollte. Es war ein eigentümlicher Fall, der meine Einstellung ihm gegenüber bestätigte. Als Sultansohn und Oberaufseher genoß er hohe Achtung und Vertrauen unter den Angehörigen seines Stammes. Sie brachten ihm ihr erspartes Geld. Dieses hatte der stille Genießer zum größten Teil an Weiber verschleudert. Als nun der Tag kam, an dem 2 seiner Leute zu ihrem Stamme zurück wollten, war das Geld nicht vorhanden, die Bank gesprengt. Er versuchte bei Herrn Schubert eine Anleihe, die ihm jedoch verweigert wurde aus Mangel an stichhaltigen Gründen. Am Morgen nach dem letzten Bittgesuch kam mein Wasserträger, ein Stammesbruder von ihm, zu mir, und erzählte, daß sein „baba“ = Vater behauptete, ihm sei sein ganzes Geld gestohlen. Er sollte mir sagen, er könne heute nicht zur Arbeit kommen. Ich legte keinen besonderen Wert auf diese Schilderung und ging zur Arbeitseinteilung der Leute. Ich bin eben damit fertig, da kommt einer

von seinen Leuten und sagt mir, Kazimila habe sich erhenkt. Ich ging in seine Hütte und fand ihn tatsächlich in seiner kleinen Küche an der Decke baumeln mit dem Blick auf seine Heimat Tabora, die Füße 2 cm überm Erdboden, hinter sich einen Pfahl der Hütte. Auf die Meldung beim leitenden Beamten in Bangani kam nach 4 Tagen die Mitteilung, daß eine Untersuchung durch den Arzt wohl nicht mehr möglich sei. K. war noch am selben Nachmittag, zur selben Zeit, zu der er am Tage vorher sich die Dienstabweisung für den folgenden Tag geholt hatte, beendet worden. Weder mir noch irgend einem anderen hatte er jemals etwas von seinen Sorgen anvertraut. Ich glaube bestimmt, daß er sich das Leben genommen hat, weil er sich darüber klar war, daß er sein Ansehen und Vertrauen verlieren würde, sobald sein Vergehen bekannt wurde. Das konnte er jedenfalls mit seinem Ehrgefühl nicht verantworten. So wie ich den Mann kenne, halte ich diese Erklärung für richtig. Hätte er sich offen darüber ausgesprochen, so wäre der Fall natürlich vermieden worden. Ich bedauerte den Verlust natürlich außerordentlich. Nun ist ein anderer an seine Stelle getreten, der wahrscheinlich schon auf diesen Posten gewartet hatte und auf Grund seines starken Ehrgeizes sich gut eingeführt hat und seine Arbeit gleich gut macht.

13. Juli 28.

Ich habe mich vielleicht etwas weiträumig geäußert, nehme aber an, daß Sie auch für diesen Zweig unserer Berufstätigkeit Interesse haben werden. Zu dem vorerwähnten Fall Kazimila möchte ich noch hinzufügen, daß dieser an den Sonnabend Nachmittag bei der Auszahlung das Geld überwachte, zählte und aushändigte. Trotzdem ihm 2500 / — und mehr durch die Finger gingen und in seinem Fall die Versuchung zur Veruntreuung nahe lag, habe ich nie eine Unstimmigkeit feststellen können. —

Zuverlässige Aufseher, die nicht nur dann rege sind, wenn der Europäer in der Nähe ist und sich auf ihre 4 Buchstaben niederlassen, sobald er außer Sicht ist, sondern dauernd vorbildlich arbeiten und ihre Leute in der Hand haben, sind von größtem Werte, leider aber sehr selten. Meistens besteht die Verpflichtung, wenn ein Trupp Freunde sich anwerben läßt, ihren Transportführer als Aufseher hinzunehmen, bei dem bestehenden Arbeitermangel, darf man die Leute und ihren Aufseher nicht zu scharf anfassen, sonst kündigen sie die Arbeit und gehen auf eine andere Pflanzung wo sie mit Freuden und Lohnerhöhung empfangen werden. Diese Art Aufseher zu erziehen, ist nicht leicht, eine gewisse Dummheit der Leute und der Respekt vor dem Weißen müssen schon zu Hilfe kommen, sonst ist es schwer Disziplin zu halten. Werden Aufseher und Leute ungehorsam und auffässig, so ist es natürlich am richtigsten, man entläßt sie sofort, bringt sie möglichst noch mit dem Auto fort und verhindert auf diese Weise, daß ein ungünstiger Einfluß auf die anderen ausgeübt wird und Disziplinlosigkeit einreißt. Mir ist so ein Fall noch nicht passiert.

Die Leute sind natürlich auch sehr unterschiedlich geartet. Wir haben eine Sendung typischer Buschneger von 150 Mann erhalten, mit denen zu 60% nichts anzufangen ist. Arbeit haben diese Leute offensichtlich nie gekannt, denn sie besitzen absolut keine Anlage dafür und sind derart dumm, daß sie die kleinsten Handreichungen nicht richtig anzufassen verstehen. Z. B. beobachtete ich, wie 2 alte Leute und einer von den Fremden einen Wagen schoben. Der Neue drückte hinten, die beiden andern zu beiden Seiten des Wagens vorn diesen durch eine Weiche in ein anderes Gleis. Der Wagen mußte dann zurückgeschoben werden. Der Neue drückte von hinten dann unentwegt weiter, wobei die beiden anderen nunmehr ihm entgegengesetzt den Wagen in dem anderen Gleise vorandrückten. Der Mensch ließ sich doch, ohne daß er etwas merkte, ca. 30 m zurückdrücken, bis er aus dem Lachen der anderen entnahm und ihm auffiel, daß er, trotz seiner „Kraftanstrengung“ voranzukommen, zurückging und daher sich doch wohl die Fahrtrichtung geändert haben mußte. Ich habe mir dies Schauspiel bis zum Schluß mit Genuß angesehen. Es hat keinen Zweck, daß man sich über diese Leute aufregt, wie überhaupt jede sichtbare Aufregung unzweckmäßig ist. Man bietet sensationslüsternen Schwarzen nur ein willkommenes Schauspiel und mancher ist darunter, der dann den Europäer absichtlich ärgert, um sich zum Mittelpunkt einer Szene zu machen. Vor allem ist es verkehrt, sich durch die Aeußerungen der Eingeborenen gar beleidigt zu fühlen und zur Wut hinreißen zu lassen. Einzig richtig ist in solchen Fällen zu zeigen, daß wir Weißen soweit überlegen sind, daß der Schwarze garnicht imstande ist, uns beleidigen zu können. Man stellt einfach fest mit dem Schein äußerer Ruhe, daß dieser Mann mit den Worten sehr gefehlt hat und verabsolgt ihm mit Nachdruck eine Backpfeife, die zwar auch verboten ist, aber doch verabsolgt wird. Ich war allerdings bereits ein halbes Jahr hier, als ich die erste austeilte. Ich tue es auch jetzt nur im äußersten Notfall. Im allgemeinen bin ich mit meinen Leuten zufrieden. Sie machen mir wenig Schwierigkeiten. Einige „Faule“ sind immer darunter, die nur mit scharfen Worten und sonstiger Nachhilfe von der Notwendigkeit überzeugt werden müssen, die Arbeit und keine andere zu machen, die der Europäer angewiesen hat. Mit Entschiedenheit muß man den Leuten schon entgegentreten, sonst nützen sie Neigung zum Stimmungswechsel immer wieder aus, man hat selbst mehr Arbeit und kann keine richtige Disziplin halten.

Es steckt durchweg ein starker Trieb zur persönlichen Freiheit in den Leuten, besonders natürlich bei den zivilisierten. Sie wählen sich auch schon eine Arbeit, die im Akkord vergeben, in der sie „Meister“ sind, viel verdienen können, und in die ihnen möglichst wenige hereinreden. Sie ziehen mit Gesang zur Arbeit, unterlassen auch da ihre monotonen Gefänge nicht, bringen sich vielmehr dadurch in eine gewisse Ekstase und ziehen ebenso beglückt wieder in ihre Hütte. Manchmal bekommt ein Teil von

ihnen aus irgendwelchen Gründen — meistens der Unbequemlichkeit — den Einfall, den Anweisungen des Aufsehers nicht zu folgen. Meistens werden sie auf dem Rückweg von mir aufgefangen und wieder zurückgebracht, wobei ich Gelegenheit nehme, ihnen zu erklären, daß ich mich sehr darüber gefreut habe, daß sie mir entgegen gekommen sind und mich nun „aus Höflichkeit“ dahin begleiten, wo sie zu arbeiten wünschen. Doch sei das gewiß kein Vorteil für sie, denn die auf diese Weise versäumte Zeit müßten sie dafür Nachmittags länger arbeiten. Dann folgen noch die üblichen schärferen Redewendungen und „man“ verdrückt sich so überzeugt auf die bereits vom Aufseher angegebene Arbeitsstätte. Auch in solchen Fällen sich nur nicht sichtbar aufregen, mag man auch innerlich kochen, aber nichts davon zeigen, nur ausdrücken, was seid ihr doch für ein kümmerliches Pack und was habt ihr für niedrige Stammes sitten. So was schlägt immer ein. Auf ihrem Stamm wollen sie nichts Schlechtes sitzen lassen. Das ist aber die Kategorie der „Intelligenten“ oder „Eingebildeten“, wie ich sie schon genannt hatte.

15. Juli 28.

Heute werde ich den Brief zu Ende führen müssen. Die Moskitos störten mich Abends derart, daß ich nicht mehr wie früher üblich, längere Briefe in einem Zug zu Ende führen kann. Hinzu kommt dann auch eine nicht geringe Müdigkeit, sodaß die Sehnsucht nach dem mit Moskitogaze umhangenen Bett recht groß wird.

Ich habe mich an den vergangenen Tagen über meine Auffassung von der Eingeborenenbehandlung geäußert. Ergänzend möchte ich noch hinzufügen, was mir gestern wieder besonders auffällig war. Es handelte sich darum, aus dem über 4 km entfernt liegenden Schnittgebiet eine möglichst große Menge Blattmaterial zur Fabrik abzufahren. Es sollte versucht werden, 3 Züge zu je 39 Wagen zu bringen. Als Zugmaschine haben wir einen Raupenschlepper der Fa. Stock. Dieser Schlepper hat uns schon viel Aerger bereitet. Der Vertreter der Fa. hatte ihn schließlich nach gründlicher Reparatur wieder betriebsfähig gemacht. Der Zug fuhr also früh morgens kurz nach 5 Uhr los. Die erste Fahrt machte ich nicht mit, da ich mit der Dienstenteilung u. a. zu tun hatte. Als ich in der Pflanzung ankam, fuhr der Zug eben ab. Ich fuhr mit hinunter, um das richtige Bremsen vom letzten Wagen aus zu leiten. Es hängt davon viel ab, da die Leute zum größten Teil kein ausreichendes Gefühl für den Grad des Bremsens haben, sodaß es vorkommt, daß der Zug auf die Rampe fährt und auf diese Weise üblen Schaden anrichten kann. Ich werde von einem derartigen Zugunfall ein Bild beifügen. Andererseits — und das ist meistens der Fall — bremsen die Leute so stark, daß der Zug trotz Vollgas des Motors auf abschüssiger Strecke zum Stehen gebracht wird. Ich dirigierte

also vom letzten Wagen stehend aus das Bremsen. Es klappte alles. 100 m vor der Fabrik wurde halt gemacht und die ersten 15 Wagen zum Abladen vorgefahren. Wegen der starken Steigung und scharfen Kurven mußten die Leute schieben helfen. Hier setzt wieder die unbedingt erforderliche Beeinflussung durch den Weißen ein, wenn es nötig ist, den Zweck zu erreichen — also daß der erste Wagen in der Kurve nicht umfällt. Dann das Abladen! Anfeuern und selbst mithelfen! Dann hier auf den Wagen springen und den Leuten die gebündelsten Lasten zuwerfen, dann dort, überall mit Wort und Tat anfeuern! Dann den Zug vor-schieben, selbst die üblichen Wechselgesänge anstimmen, bis die Leute in einer Ekstase sind, daß keiner daran denkt, sich zu drücken oder langsam zu arbeiten, sondern das Bedürfnis hat und nicht anders kann, als mit größter Behendigkeit und Schnelligkeit mit der Arbeit fertig zu werden. Ich erreichte es auf diese Weise, daß alle drei einzelnen Züge in einer halben Stunde abgeladen und zur Fahrt in die Pflanzung bereit standen. Auch hier wieder durch eigene vorbildliche Lebendigkeit das Temperament der Leute anfachen. Ich stellte mich zwischen die zum Abholen bestimmten „Meter“, — die in Form von Raum-metern aufgebauten gebündelsten Sisalblätter und pries die geringe Schwere und gute Form an, machte jedem klar, daß er doch eigentlich der Stärkste wäre und statt einer Last zwei oder drei oder gar 4 fortbringen könnte, packte ihn mit diesen wirkungs-vollen Worten selbst noch 1 oder 2 auf und „er“ türmte wie ein übermäßig beladener Erntewagen zu seinem Wagen, stolz auf seine Leistung und stolz darauf, daß ihm der Europäer selbst die Lasten aufgelegt hatte. Ich habe mal beobachtet, wie der frühere Leiter des Düsseldorfer Schauspiels, jetzt in Münster, Massenszenen bei der Aufnahme des Films „die Hermannschlacht“ regierte. Es ist hier im Prinzip ähnlich. Wer mit Massen zu tun hat, muß sie anzufeuern verstehen wie ein Regisseur und mit Hilfe des Temperaments höchste Leistungen zu erzielen versuchen.

Ich denke, daß ich mich über dieses Kapitel nun genug geäußert habe und meinen jüngeren Kameraden in Wilhelmshof damit Anregungen für den späteren Beruf geben kann. —

Ihre Nachrichten über die Neubautätigkeit und die An-schaffungen haben mich sehr gefreut. Wenn ich in 2 Jahren zu Hause bin, wird sich der Wilhelmshof schon wieder beträchtlich erweitert haben. Um Ihre Reisen sind Sie ja zu beneiden, denn es stimmt, was Sie sagen, daß Sie auf ihrer kurzen Besuchsreise mehr von dem Lande sehen, als wir, die wir Jahre hier sitzen, aber nicht vom Fleck kommen. . . Was mich persönlich betrifft, so kann ich nur über gutes Befinden und Zufriedenheit über den gewählten Beruf berichten.

Es ist durchaus berechtigt, daß hier in den Tropen höhere Gehälter verlangt und gezahlt werden als zu Hause. Der Energie-verbrauch ist ein wesentlich höherer. Trotzdem ich gewiß nach dem „Prinzip des kleinsten Mittels“ mit meinen Kräften haus-

halte, fühle ich doch, in wie hohem Maße die Nerven beansprucht werden. Der Körper ist bei weitem nicht mehr so leistungsfähig wie zu Hause. Ungewohnte Anstrengungen — wie der Versuch eines Tennisspiels vor einem halben Jahr in Tanga — und hier Ballspiele bringen den Körper in Aufregung. Ich muß mich schon wesentlich mehr beherrschen, den Leuten gegenüber die erforderliche Ruhe zu bewahren, um dem eingangs entwickelten Prinzip der „Ueberlegenheit in jeder Situation“ treu zu bleiben.

Ferner kommen die Gefahren der tropischen Krankheiten und der leicht möglichen Unglücksfälle hinzu, die Entbehrungen an geistigen Anregungen und kulturellen Einrichtungen. Ich will nicht weiter darüber schreiben, denn die Gründe sind nur zu augenfällig.

Zum Bewußtsein kommen mir diese Entbehrungen eigentlich weniger. Man steckt zu sehr im Betrieb. Nur manchmal sagt man im Scherz: „Ich will doch heute mal nach Tanga in die Oper“ und mir die „Zauberflöte“ ansehen.

Ich füge eine Anzahl Bilder bei, um Ihnen Vorgeschmack zu bieten für den bevorstehenden Besuch im nächsten Jahr. Ich freue mich schon sehr darauf, da man sich dann doch über manches unterhalten kann, was sich nicht schreiben läßt. Sie können überzeugt sein, daß ich in alter Liebe und Treue am Wilhelmshof hänge und beides stets bewahren werde. Seien Sie und die anderen Herren aufs herzlichste begrüßt von Ihrem . . . . .

W. Sch w a r z e.

\* \* \*

M., den 2. Juli 1928.

Sehr geehrter Herr Dr.!

Nun will ich aber auch mal Wort halten und von mir hören lassen. Also nach einer herrlichen Seereise bin ich vergnügt und munter in Kamerun gelandet. Ich freue mich, daß ich zu Herrn K. gekommen bin nach M., was uns doch erst als zweifelhaft erschien. Bevor ich aber von hier erzähle, möchte ich einiges von meiner Fahrt nach hier vorausschicken. Ich muß sagen, daß ich meinen Kostenanschlag für Reise-Spesen (von 120—150.— Mk.) glänzend überschritten habe. Ich bin bis auf 200.— Mk. gekommen und doch tut es mir garnicht leid, mehr Geld ausgegeben zu haben. Wir lagen 2 Tage in Rotterdam, da bin ich erstmal am Morgen früh nach Amsterdam gefahren, habe mir dort das Palais, das Museum mit all den alten schönen Gemälden angesehen und bin dann gegen Mittag durch die großen, bunten Tulpenfelder bei Haarlem nach den Haag gefahren. Ja, wenn man das so alles erzählen wollte, was nun anders aussieht und was einem so auffällt in anderm Land, dann braucht man aber viel Papier und Zeit. Viele einfache Paläste und unheimlich viel Radfahrer. Zum Schluß hatte ich das Glück, zu einer Autofahrt nach Scheve-

ningen eingeladen zu werden. Am anderen Tage besuchte ich Rotterdam mit der alten Kirche und dann gings bei herrlichstem Sonnenwetter nach England. In Southampton durften wir an Land und ich habe dort ganz günstig meine Ausrüstung vervollständigen können. Da wir nun gerade einmal dabei sind, an Ausrüstung habe ich eigentlich in Hamburg so arg viel nicht gekauft, weil ich mein Konto gleich von Anfang an nicht so stark belasten wollte. Die gegebene Kleidung für hier draußen sind kurze Hosen, offenes Hemd, derbe Stiefel, Bergstiefel (Schuhzeug ist in der Monatsbilanz der größte Ausgabeposten bei diesen Lavasteinen). Wickelgamaschen oder Leder Unterzeug und so halte ich für Unfug und bin recht froh, daß ich mir in Hamburg sagte: „Kannste immer noch kaufen“. Allerdings ein paar wollene Leibbinden sind recht zu empfehlen. Strümpfe braucht man viel, ein paar weiße Hosen und Schuhe für Sonntags und damit ist der Bedarf gedeckt. Tropenhut und Regenhut und Regenmantel als solchen vielleicht aus Schlangenhaut, denn bei diesem unheimlichen Regen geht es ja doch überall durch. Ein bißchen Bettwäsche und noch so einiges, damit ist meine Inventur zu Ende. — Doch wir waren ja in England. Der Eindruck, den man da bekommt, ist eigentlich, daß England nur auf Handel (auch der einzelne Mann dort) eingestellt ist. Weiter ging die Fahrt bei sonnigstem Wetter durch die Biskaya nach den Kanarischen Inseln. Mit einem Schlage kommt es einem da zum Bewußtsein, daß im Norden sowohl bei Mensch und bei dem Land alles viel grauer, weniger farbenfreudig ist, als hier auf Teneriffa. Natürlich gings im Auto nach Orotava, wir ließen uns auch nicht so sehr übers Ohr hauen (9 sh für Hin- und Rückfahrt) trotzdem wir nicht ein Wörtchen Spanisch konnten. Zuletzt gings garnicht mehr in die Augen hinein, all das Bunte und Lebensfrohe. Und dann nach ein paar Tagen Freetown. Zum ersten Mal Afrika. Ich möchte beinahe sagen, mir wars wenigstens so, als ob ich das schon alles lange kannte. Garnicht so arg fremd. Das mag wohl auch sein, weil wir in Wizenhausen schon über manches gesprochen haben. Aber mir war eigentlich gar nicht so komisch, worüber andere erst entsetzt waren, nämlich der Geruch. Nun war ja auch gerade Markt in Freetown. Da ich mit dem Schiffsarzt bekannt geworden war, durfte ich auch mit in das Hospital und die englische Arbeit in hygienischer Beziehung bewundern und ich muß wirklich sagen: bewundern. Sonst all die anderen Küstenstädtchen sehen sich eigentlich im Grunde alle gleich. In Akra und Sekondi wurden wir ausgebootet und von Cruboyes an Land gefahren. In Acra wurde ich von einem Herrn, der von Hagenbeck aus 220 Affen nach Lagos für Impfzwecke gegen Gelbfieber und Schlafkrankheit an Bord hatte, mit in das Rockefeller'sche Institut genommen (Acra ist die Zweigstelle des Instituts in Lagos). Ein japanischer Professor hatte sich gerade 3 Finger abgehackt, und als er merkte, daß er sterben würde, hat er sich schnell noch mit Gelbfieber infiziert, damit man Rückversuche auf Affen machen

könnte. — Lagos, und dann kam eines schönen Morgens der Steward und weckte mich. — Einfahrt von Viktoria, und als ich im Bademantel in aller Herrgottsfrühe an Deck lief, da lag meine neue Heimat so schön vor mir, daß ich gar keine Bange hatte, hier 3 Jahre auszuhalten. Droben über den Wolken die Spitzen des großen und kleinen Kamerunberges und so halb im Nebel die Häuser und Lavablöcke.

3. Juli 1928.

Wieder ist's mal Abend. Auf dem Tisch brennt die Petroleumlampe, draußen Nachtkonzert von Grillen, fliegenden Hunden und das Rauschen des Meeres. Ja aber nun will ich noch ein bißel von hier, von meiner Umgebung und von meiner Arbeit erzählen. Wie die Pflanzungen hier aussehen, und daß sie sich am Meer hinziehen, daß werden Sie gewiß noch wissen. Wir haben 3 größere Abteilungen, (Ijogo, Bibundi und Mokundange.) M. ist nach dem Kriege der Hauptsitz geworden. Das heißt hier steht die Oelfabrik, Magazine und ein bißel Buchhaltung. Früher war alles das in B., aber nachdem 1922 vom gr. Kamerunberg die Lava einen Teil der Pflanzungen zerstört hat, trat die Aenderung ein. Dadurch können wir auch keine Feldbahnverbindungen zwischen den einzelnen Teilen durchführen, sondern holen alle Palmfrüchte mit einem Motorleichter nach hier. (Vielleicht ist auch der Wasserweg billiger). Außer Oelpalmen sind auf allen Abteilungen Kakao, Kautschuk (Kicxia, Hevea). Unsere Kakao- und Heveabestände sind sehr alt und haben durch den Krieg, dadurch daß in den Pflanzungen fast gar nichts getan wurde, sehr gelitten; so werden mehr und mehr in den alten Beständen Oelpalmen angepflanzt und im Neuschlag Kakao. Wachsen tut ja hier bei dem hohen Feuchtigkeitsgehalt der Luft alles einfach fabelhaft. Das ist eigentlich der einzige Jammer hier, die Feuchtigkeit. Denn alles Leder schimmelt, alles Eisen rostet. Herr K. sagt, er habe 11,50 Mtr. Regenhöhen gemessen. Sonst ist es landschaftlich einfach herrlich hier, das Meer, Felsen, Palmen und Berge. Gesundheitlich hatte ich es mir eigentlich in dieser Ecke viel schlimmer vorgestellt, gewiß, man muß Chinin tapfer schlucken und abends unter sein Moskitonez kriechen, aber Gelbsieber und Schlafkrankheit kommt nicht vor und an kleinen Fiebern ist noch keiner gestorben. Nur ich finde, man ermüdet viel leichter und muß sich mehr zu irgend etwas zwingen. Nun von meiner Arbeit. Ein paar Tage, bis ich mich erst mal in der Welt hier umgeschaut hatte, habe ich bei Herrn K. gewohnt. Dann zog ich in ein kleines Häuschen auf einer kleinen Anhöhe am Meer (mit tüchtiger Brise) in der M.farm. In den ersten zwei Monaten bin ich mit Aufräumen, Bahnbau, Kaianlagen, Reinigen von Kakaoefeldern und Kakaoernte in der Farm beschäftigt, wo ja auch Herr K. Bigmaster ist. Was dann aus mir wird, weiß ich noch nicht. Vielleicht komme ich weiter hinauf, nach dem Kamerunberg und helfe dem Herrn dort oben beim Neuschlag und bei Neupflanzung.

Für mich ist meine jetzige Zeit ganz schön. Meine englischen Pidginkenntnisse vergrößern sich von Tag zu Tag, ebenso wird man heute von den Schwarzen nicht mehr ganz so übers Ohr gehauen. Das ist eine Rasselbande, wenn man nicht dauernd dahinter steht, dann wird nichts getan. Meistens, wo es irgend geht, wird Meterarbeit gegeben, da heißt es natürlich, erst recht aufpassen. Im allgemeinen finde ich, ist der Blackmann doch noch als großes Kind aufzufassen ohne Ueberlegung und weitere Energie und in dieser Beziehung ist Colin Roß mit seinem Buch und seinem Film nicht so ganz im Recht. Mir sagte neulich mal ein Schwarzer, als ich vor dem invaliden Trecker stand: „Ja, Blackmann kann doch nicht solche Maschinen bauen, nicht Sens genug“. Und man findet selten einen, der seine Arbeit mit Verstand auffaßt. Unsere Arbeiter sind meist schöne, große Menschen, Banjanki, Bakossis, Bakwiris, Jaundes usw. Sie bekommen Wohnung von uns und wohnen dann Stammesweise in kleinen Kolonien zusammen. Sie bekommen am Tag etwa 30–50 Pfg. und Verpflegung. Wir rechnen im allgemeinen mit allen Unkosten pro Mann 1 sh pro Tag. Außerdem, um die Leute zusammenzuhalten und eine Aufsicht zu haben, gibt es Headleute, diese werben die Leute an und beaufsichtigen sie. Dessen Gehalt richtet sich nach der Zahl der Leute. Pro Mann und Monat 1 sh bei 80 Leuten also 80 sh, ein ganz annehmbares Gehalt für einen Schwarzen. Dann haben wir noch schwarze Clerks oder Timekeeper, die die Leutelisten führen. Jeden Morgen wird dann Dienstantritt gemacht, und schon geht der Rummel los. Augenblicklich bin ich gerade dabei, mit 235 Leuten Holz, 650 fm, für die Kakaodarre zu holen. Ein teurer Spaß, aber unser Treckermagnet hat keine zündfähigen Funken mehr und steht einsam im Schuppen. Ja, mein Autokursus hat mir hier auch schon genutzt, denn wir haben hier auch eine solche Benzinmaschine, ausnahmsweise mal keinen Ford, sondern Essex. Es sollen die einzelnen Farnwege in Zukunft weiter ausgebaut werden und dann soll alles durch Lastautos herangeschafft werden. Heute geschieht es noch durch Feldbahn und Negerkraft.

7. Juli 1928.

Schon wieder sind ein paar Tage herum wie nichts und der Brief sollte eigentlich mit dem englischen Dampfer weg. Augenblicklich lege ich neue Feldbahngleise. Nervös darf man auf keinen Fall sein, wenn man sieht, daß man das nicht schafft, was man sich am Morgen vorgenommen hat. Die Schwarzen arbeiten eben doch noch etwas langsamer als wir als Praktikanten auf dem Vorwerk. Doch von der Arbeit genug. Hier draußen kommt es darauf an, mit den Werkzeugen und Hilfsmitteln, die vorhanden sind, sich zu helfen zu wissen, also ein bischen erfinderisch zu sein, und das macht Spaß. Von der Arbeit kommt man ganz verschieden heim. Wenn ich Meterarbeit gegeben hatte in der Pflanzung beim Reinigen, dann war ich meistens um 12 Uhr

fertig. Bei der Feldbahn in diesen Tagen ist es meistens  $\frac{1}{2}$  4 Uhr geworden. Immerhin ist noch Zeit genug, um jeden Abend zum Baden zu gehen. Das ist eigentlich das herrlichste vom Tage. Wir gehen dann zu dritt (ein Assistent für Buchhaltung, einer für M. Farm und ich). Von meinem Haus, bis zu einem feinen Sandplatz am Meer sind es 5 Minuten. Dort spielen wir Faustball und noch so allerlei, Wasserball. Allzuweit dürfen wir uns wegen der Haie nicht hinauswagen. Doch durch die Brandung kommen sie nicht. So ist es allmählig  $\frac{1}{2}$  7 oder 7 Uhr geworden. Dann wird zu Abend gegessen und nun ist man eigentlich so müde, daß man gleich zu Bett gehen möchte, aber da gibt's noch Briefschulden und alte Zeitungen, und so wird es  $\frac{1}{2}$  9 oder 9 Uhr. Jeden Mittwoch Abend kommen wir Assistenten alle bei Herrn K. zusammen, damit uns nicht alle Kultur verloren geht. So, damit hoffe ich Ihnen einen kleinen Einblick in mein Leben hier draußen gegeben zu haben und möchte Sie bitten, mir doch auch mal von dem Werrastädtchen was zu erzählen.

Mit besten Grüßen an ihre Frau Gemahlin und meine Kameraden bin ich Ihr

Wolf Schuster.

Ich hätte gern noch ein paar Bilder beigefügt, aber ich war heute Abend zu faul, Abzüge zu machen.

\* \* \*

Alkigton, d. 17. Sept. 28

Sehr verehrter Herr Schumacher!

Zwar befürchte ich, daß wir — besonders Dammi und ich — in Ungnade gefallen sind ob unserer Unzufriedenheit, Eigenmächtigkeit, Besserwissens, mangelnder Ausdauer usw. Aber mein Gewissen ist nicht so schlecht, daß ich mich in Stillschweigen zu hüllen hätte. Mag sein — ich konnte manches anders machen, — aber ich bin nicht mit soviel Geduld begabt, zuzusehen, wie ich langsam zum Trottel werde, oder bis mir der Zufall wieder weiter hilft: So habe ich auf Filman Roß Farm jenes Boyleben aufgegeben und habe in Rustenberg als Besitzer eines Boardinghauses und Kinos mit kleiner Farm ein abwechslungsreiches Leben angefangen. Tischler, Maurer, Plumber, Filmoperateur, Motorfräse u. a. m. An schönen Versprechungen fehlte es nicht. Aber am Halten derselben! So sagte ich Ade und bin nun glücklich, seit vier Monaten angestellt — wieder Farmer bei einem Engländer, — erst nur für zwei Monate angestellt, nun soll ich bleiben. Der Chef überläßt mir so ziemlich alles allein, sodaß ich hier recht zufrieden sein kann. Ganz entschieden ist die Sache noch nicht, da ich ein Stellenangebot habe als Manager einer anderen Apfelsinen- und Obstfarm, 10 Pfund und Tantième. Das ist für Süd-Afrika recht gut. Aber den Stellungswechsel

Schätze ich nicht, wenn auch eine Gehaltserhöhung recht verlockend ist. Ich weiß nicht, ob der neue Chef so tüchtig ist, und lernen muß ich noch manches. Je länger ich hier bleibe, desto leichter finde ich später eine neue Stelle. Neulinge will hier niemand. Referenzen so viel wie möglich, dann ist es möglich, einen leitenden Posten zu erhalten. Klären Sie bitte alle künftigen Süd-Afrikaner in dieser Hinsicht auf. Sie haben alle als kleine Assistenten angefangen. Die Sache „Bretschneider“ hört sich großartig an, hat aber ein ganz anderes Gesicht von hier aus besehen. Er sitzt (saß d. H.) auf einer Farm von 9 kurz Morgen, wo die Bäume noch zu pflanzen sind, oder erst kurz gepflanzt wurden. Uns geht es wohl allen gegenwärtig gleich. Weidemann sitzt noch bei Roß, der alte Manager ist glücklich erjagt (nun glaubt endlich Roß, was er mir nicht glauben wollte). So ist Weidemann vom Boy zum zweiten Assistenten erhoben. Grabendörfer gibt sich der Schafzucht hin bei einem Deutschen in Ermels. Wurbach ist als „verschollen“ gemeldet — ausgerissen, aber es scheint ihm auch zu gehen. Ueber Wolf liegen in Wigenhausen bessere Berichte vor, als bei uns. B r i n d ö p k e und F a u s t sind als einzige noch auf den alten Stellen und sollen gut gedeihen. So bereut wohl keiner mehr das rasche Herauskommen. Aber immerhin ein Risiko ist es, ohne Kontrakt hier anzufangen, vor allem, wenn man körperlich nicht sehr leistungsfähig ist. (Ich glaube, ich erzählte Herrn Dr. Winter, wie ich am Anfang mal im Baumwollfelde lag und nimmer hoch konnte).

Nun etwas von dem Betrieb hier. Die ganze Farm ist 24 Morgen groß. 1150 große Orangenbäume und 1400 Hühner. Daraus machte der Mann dieses Jahr schätzungsweise 3500 Pfund. Das Wasser für die Bäume kam bisher aus der nahen Kloof, wo es mit viel List und Tücke gesammelt, gestaut und in Röhren in den großen Damm gebracht wird, der etwa 1000 cbm faßt. Dies reicht immer sehr knapp, besonders jetzt, wo die Bäume Frucht ansetzen und noch kein Regen fiel. Der erste Regen wird sehnlichst erwartet, da Pflügen Ende des Winters unmöglich ist. Nun haben wir seit 8 Tagen einen Erdöl-Motor im Betrieb Tag und Nacht, um Wasser zu pumpen, (etwa 3600 Stundenliter). Das Bohrloch ist am Fuß der Plantage; von da wird das Wasser in einer (250 m) langen Röhre ebenfalls in den Damm gebracht. Von da gelangt es in einer zweiten Röhrenanlage zu den Bäumen. (Eine Skizze würde die Sache besser veranschaulichen. Bei jedem Baum ist die Erde aufgeworfen zu einem kleinen Damm, damit das Wasser gestaut werden kann. Den Baum selbst darf kein Wasser berühren).

So hält sich das Wasser mehrere Tage. Ist die Erde wieder trocken, sofort kultivieren, neue Dämme machen und wieder Wasser. Gedüngt wird folgendermaßen: Die Dämme werden mit Wasser gefüllt und in das Wasser kommt der Dünger. Ich bin gerade fertig mit Superphosphat, nun habe ich noch etwa

400 Bäume mit Na NO<sub>3</sub> zu behandeln. Sie werden gelb und halten nur wenig Früchte.

Ich habe sie sämtlich kurz geschnitten, nun kommt überall neues gutes Holz. Ist das fertig, kommt Spritzen und Räuchern. Dann habe ich etwa drei Monate ein ruhiges Dasein. Vorerst geht alles Hals über Kopf. Die Arbeit mit dem Bohrloch, der Maschine und Rohrleitung ist fertig. Heute ein Schutzhäuslein gebaut dafür, morgen geht mein Chef für 6 Wochen in „Holiday“. So bin ich ganz allein, habe täglich etwa 8–900 Eier zu packen und im Auto zur Station zu bringen, nach den Boys zu sehen, Bäume zu roden, Bienenkasten zu bauen usw. Aber Spaß macht die Sache. Mein Dasein bessert sich zusehends. Erst 3 Monate im Zelt gewohnt, von Ratten, Mosquitos, Skorpionen und Affen, — ab und zu einer Puffotter — besucht. Nun ins Packhaus, und von morgen an ins Haus, bis der Chef zurückkommt. Dann wird ein eigenes Häuslein gebaut. So sitze ich hier fest und könnte mich fast behaglich fühlen, wenn nicht diese ekelhafte Brut- hitze wäre. Vor 6 Wochen noch habe ich manchmal gefroren und nun kann ich nicht wenig genug anziehen. Mag sein, ich gewöhne mich noch daran. Jedenfalls kann jeder, der hierher kommt, dieselben Kleider mitbringen, die er in Deutschland trug, nur mehr Sommerkleider und viel Hemden und Strümpfe.

Für heute bitte ich um Dispens vom Schreiben. Ich bin müde und morgen um 1/6 gehts wieder los.

Mit freundlichen Grüßen an Sie und die Kameradschaft  
Ihr ergebener . . . . .

\* \* \*

U., 9. April 1918.

An den Verband Alter Herren der  
Kolonialschule, Witzenhäusen.

Im nächsten Monat werden es nun schon zwei Jahre, die ich hier in der Republik Paraguay bin, und noch nicht einmal habe ich von mir hören lassen. Ich hatte mir gleich von vorn- herein vorgenommen, erst dann zu schreiben, wenn ich lange genug hier gewesen wäre, um mir ein Urteil über Land und Leute zu bilden, ohne daß daselbe allzusehr von persönlichen Erlebnissen und Mißhelligkeiten getrübt würde. Auch heute kann ich noch keinesfalls behaupten, daß ich in der Lage gewesen wäre, mir ein klares Urteil zu bilden, aber die so überaus traurigen Todes- fälle dort zwingen mich, jetzt zum wenigsten ein Mal mich bemerk- bar zu machen. —

Im Folgenden will ich versuchen, möglichst objektiv einiges über Land und Leute hier mitzuteilen, bei allem will ich mich aber hüten, irgend etwas zu beschönigen. Vielleicht sind einige Daten sogar schlechter als die Wirklichkeit. Aber Enttäuschungen zur guten Seite ist für den Siedler stets besser als das Gegenteil.

Das Klima ist absolut subtropisch, die Monate November bis März sind ganz enorm heiß, fast zu heiß für den den ganzen Tag auf dem Felde arbeitenden Nordeuropäer. Von 11 Uhr vorm. bis 3 Uhr nachm. ist es oft zu heiß zum Arbeiten in der Sonne, man kann nichts Ordentliches schaffen und ist buchstäblich in Schweiß gebadet. Ein großer Uebelstand sind die oft recht plötzlich eintretenden Temperaturschwankungen. Ein Abkühlen von fast 40 bis auf 22 Grad im Schatten ist nicht allzu selten nach kleinen Regenfällen und Windwechsel nach Süden. Diese klimatische Eigenart bringt viel Erkältungskrankheiten und bei vielen Personen rheumatische Beschwerden in hohem Maße mit sich. In den kalten Wintermonaten sinkt die Temperatur hier in unsrer Gegend nachts oft einige Nächte lang bis auf 4, ja 5 Grad unter Null. Tagsüber aber ist es dann wieder warm wie in Deutschland im Hochsommer. Der Anbau von Kaffee, Kakao und anderen tropischen Edelkulturen ist also nur in besonders günstig gelegenen Orten mit Verdienstmöglichkeit und ohne Risiko möglich. Bananenstauden erfrieren oft, schlagen aber wieder aus. Immerhin ist der Ernteertrag nach einem kalten Winter besonders klein.

Ohne jeden Zweifel ist der Boden Paraguays sehr fruchtbar, ist brauchbar für alle im Klima gedeihenden Gewächse. Trotzdem bringt die Landwirtschaft bei aller harten Arbeit doch nur recht wenig Gewinn. Reichtümer als Landwirt zu erwerben, ist wohl fast ganz ausgeschlossen. Als beste Geldquelle unter den Kulturpflanzen kann hier wohl der Reis gelten, der aber in trockenen Jahren, wie wir sie hier jetzt haben, nicht gedeiht. Gut ist auch Weinbau, solange noch genug Nachfrage besteht. Bislang galt als „Gold“-Quelle die „Yerba“, doch hat der Preis stark nachgelassen und viele Leute befürchten weiteres Fallen der Preise, wenn erst einmal die vielen, vielen jungen Plantagen in Volleertrag kommen. Trotz aller Reklame scheint die Yerba mit Bezug auf Absatzmöglichkeit auf Süd-Amerika beschränkt zu bleiben. Ich persönlich kann es mir jedenfalls nicht denken, daß ein Kaffee- oder Teeliebhaber sich ohne Zwang dem Maté zuwenden kann. Der Gesundheit schadet der Maté trotz gegenteiliger Behauptung ebenso, wenn auch nicht so viel wie Kaffee oder Tee. Die hiesigen Yerba-Trinker sind durch die Bank in viel höherem Maße Sklaven ihrer Leidenschaft als die europäischen Tee- oder Kaffeetrinker.

Die politischen Verhältnisse sind immer noch recht unsicher. Zwei bzw. drei Parteien stehen sich feindlich gegenüber und befehden sich mit Wort, Revolver und Messer. (Von Intelligenz bemerkt man wenig.) Was für Ziele und Zwecke die Parteien haben, wissen die Anhänger selbst nicht, ich habe jedenfalls noch niemanden trotz eifrigem Nachfragens gefunden, der klar Auskunft geben könnte. Meist heißt es, meine Vorfäter und Verwandten gehören der und der Partei an, daher ich auch. Einer sagte mir mal: „Die Landesfarben unsrer Republik sind Rot-Weiß-Blau, Rot steht über Blau, daher ist auch die rote Partei besser als die

blaue.“ Der Ausländer tut stets gut, sich von aller Politik hier fernzuhalten.

Nun ein paar Worte über die Bevölkerung selbst. Für einen Laien eine sehr heikle Sache, ich kann also nur meinen Eindruck wiedergeben. Mischvolk in hohem Grade, ohne besonders hochstehende Intelligenz, auf dem Lande hauptsächlich viele tiefbraune Erscheinungen, Atavismus, Indianerblut, hier und da, aber nur wenig, Negertypen, resp. deren Abkömmlinge in wer weiß welchem Grade. Von der Landbevölkerung sprechen nur die Männer Spanisch, die meisten Frauen kennen nur Guarani, die Sprache der einheimischen Indianer. Das Volk ist äußerlich sehr religiös, steht sittlich aber sehr tief, es wird viel gespielt, viel Schnaps aus Zuckerrohr, Cana, getrunken. Es gibt wohl kaum einen Landmann, der nicht stark in Schulden steckt. Wohl hat er Geld, um sich einen möglichst anständigen Gaul zu kaufen, aber Geld für einen eisernen Pflug haben nur ganz verschwindend wenige Leuten. — Die Wurmkrankheit bedroht den Siedler ständig. — Der Paraguayer ist ein überaus höflicher Mensch, oft fühlt man sich in Bezug auf Höflichkeit direkt durch den einfachsten Mann beschämt. Zwei Phrasen sind kennzeichnend für das Land: „Con Permiso“, die Höflichkeitsphrase, und „Con Paciencia“. Die Paciencia beherrscht das ganze Leben, der Ausländer kann die nötige Geduld namentlich am Anfang nur sehr schwer aufbringen. Die Ausländer sind nicht beliebt hier, aber man weiß, daß man auf sie angewiesen ist, sie sind diejenigen, die das Land vorwärts bringen, sie arbeiten, sie schaffen Werte. Trotz allem kann man doch sehr gut mit den Hiesigen auskommen, nur darf man eben nie vergessen, daß man „Gringo“ ist. An mir selbst habe ich es erlebt, daß es hier sehr hilfsbereite, zuvorkommende Menschen gibt, natürlich muß man sich ihnen stets für ihre Freundlichkeiten erkenntlich zeigen.

Nun etwas über meinen Standpunkt zur Ansiedlungsfrage für Deutsche und Kameraden insbesondere. Die erste Vorbedingung mit Bezug auf Bodenfruchtbarkeit ist unbedingt gegeben. Verdienstmöglichkeiten durch Ackerbau sind sehr gering, Viehhaltung und Zucht versprechen sicher bessere Erfolge. Meines Erachtens kommen nur Leute zur Ansiedlung in Betracht, die

1) kräftig und nicht älter als 30—32 Jahre sind, die nicht nur nicht die härteste und stumpfsinnigste Arbeit scheuen, sondern auch ausführen können trotz der oft recht unangenehmen Hitze.

2) Der Ansiedler soll verheiratet sein mit einem kräftigen, gesunden Mädels, das arbeiten und nochmals arbeiten kann, sie sollte imstande sein, ihrem Mann auch mit den primitivsten Mitteln ein gemütliches Heim zu schaffen, sie darf auch dann, wenn der Mann mutlos wird, nicht in dasselbe Horn blasen, sie muß sein wie ein Stehauf-Männchen, oder vielleicht =Weibchen.

3) Der Ansiedler soll und muß von vornherein wissen, daß er auf alle und jede Annehmlichkeit der Kultur absolut verzichten muß. An Stelle der weichen Betten tritt der harte Maisstrohjack

oder oft die harte Erde mit ein paar Brettern, zum Nägelreinigen gibt es Dornen im Ueberfluß.

Die Ernährung ist die denkbar einfachste. Ich kenne Ansiedler, die wochenlang nur Mandioka mit etwas Schweinefett gegessen haben. Kaffee ist Luxus, Butter und Margarine noch viel mehr, Marmeladen sind sehr teuer, desgl. Zucker. Man trinkt Maté, an den man sich gewöhnen kann, der aber immer wieder die Sehnsucht nach einer wenn auch noch so kleinen Tasse Kaffee hochkommen läßt. In den allerdings wohl anormalen Jahren, mit langen Trockenperioden muß man an Wasser sparen, eine Waschschüssel voll muß genügen für ein Vollbad. Häuser in unserm Sinne gibt es nur bei den alten Siedlern und dann sind sie noch klein und unzureichend. Das Haus des Jung siedlers ist ein „Rancho“, Lehmwände, d. h. Pfähle werden mittels Latten oder dgl. an den Balken befestigt und mit Lehm beworfen. In den ersten Jahren sehen sie nicht schlecht aus, aber bald beginnt der Lehm hier und da abzubröckeln, Ungeziefer nistet sich in Mengen ein. Das Dach ist meist Stroh, wohl eins der besten Dächer in Bezug auf Kühle, die man sich denken kann. Eine sehr üble Plage, die schon viele zur Wiederabwanderung veranlaßt hat, ist das Ungeziefer. Wanzen sind nichts weiter als liebe Hausgenossen, d. h. im allgemeinen, se tene Ausnahmen stärken die Regel, Flöhe gibt es zu gewissen Jahreszeiten in Unmenge, Sandflöhe bohren sich in die Fußsohlen, unter die Fußnägel, Kinder haben sie ab und zu sogar an den Fingern. Dann gibt es so eine Art Bremsen, unsrer Dasselstiege vergleichbar, nur daß hier nicht nur das Rindvieh, sondern auch alle anderen Haustiere und die Menschen selbst als Eierbrutstätten benutzt werden. Ferner leiden hier die Ansiedler, einige öfter, andere weniger an sog. Akklimatisationswunden, das ist eine besonders üble und langfristige Art von Geschwüren, hauptsächlich an den Füßen und Beinen bis zum Knie. Die Dinger beginnen meist mit einer kleinen, unscheinbaren Eiterpustel oder Eiterbläschen, es wird aber immer schmerzhafter, platzt auf und die Umgebung schwillt immerfort mehr an, entzündet sich stark und an der Stelle des Bläschens entsteht ein großes Geschwür, meist nicht sehr tief, aber dafür schön breit, langsam bilden sich Eiterpflocke, oft 5 an derselben Geschwürstelle nebeneinander, nach Abstoßung dieser heilt das entstandene Loch sehr langsam. Nach den ausgiebigen Regenfällen gibt es auch sehr viel Moskitos, in den Wintermonaten bleiben sie weg. Außerdem kommt noch eine kleine Fliegenart vor, die sich mit Vorliebe an die Augenlider setzt und so Ansteckungskeime der hiesigen Augenkrankheit von Mensch zu Mensch überträgt.

Die Kinder der Ansiedler, die hier geboren sind, entwickeln sich bei einigermaßen guter Pflege in den ersten Lebensjahren nicht schlecht, die meisten sehen allerdings recht blaß aus (Würmer). Leider werden die Kinder so frühzeitig und anhaltend zur Arbeit herangezogen, daß der Schulunterricht erheblich darunter leidet.

Ein deutscher Ansiedler, der Wert darauf legt, auch in seinen Kindern deutsch zu bleiben, und daran denkt, daß gute oder wenigstens einigermaßen gute Schulbildung seinen Kindern unbedingt not tut, soll sich die Ansiedlung hier vorerst gut überlegen. Im übrigen muß aber gesagt werden, daß die jüngeren Ansiedler den Ernst der Lage in dieser Sache voll erfaßt haben. Von ihnen ist im Laufe der Jahre doch wohl Besserung zu erhoffen. Wird das aber nicht der Fall, so ist die deutsche Sprache hier bald vergessen.

Der Ansiedler soll auch hier im Moment des Anfangs seiner Siedlung etwas Barkapital besitzen, das er sehr wohl auf einer Bank in Asuncion deponieren kann. Ohne jedes Kapital eine Chaca anzufangen, ist ein Unding, auch ein Uebermaß der härtesten Arbeit bringt das fehlende Geld nicht ein, hebt es zum wenigsten nicht auf. Für den, der ganz klein anfangen will, der sich z. B. auf der ca. 3 km von der nächsten Bahnstation entfernten Regierungskolonie auf Freiland ansiedeln will, genügen immerhin 2500 RM. Hat er neben der Frau, die ein Landmann unbedingt nötig hat, auch noch Kinder, so ist eine klein wenig höhere Summe richtiger, 3000 RM. Hat der Anfänger aber 4000 bis 8000 RM. zur Verfügung, so kann er, wenn ihm sonst die Verhältnisse passen, hier mit ruhigem Gewissen anfangen. Auf jeden auch noch so primitiven Luxus aber muß auch er verzichten. Das Kapital muß in das Unternehmen gesteckt werden. Zu eigentlichem Wohlstand wird aber auch er erst nach vielen Jahren kommen, aber er wird für sich und Familie sein Auskommen haben.

Der Ansiedlungslustige sollte auch in Erwägung ziehen, daß es hier auf dem Lande so zu sagen überhaupt keine eigentlichen Aerzte gibt, die Krankheitsbehandlung liegt auf dem Lande und in den Landdistrikten in den Händen von staatlich konzessionierten sogenannten Curanten.

Neben dem nötigen Bargeld soll der Ansiedler möglichst noch folgende Sachen mitbringen, die hier maßlos teuer sind: Bettkissen, möglichst auch Matratzen, sonst leere Strohsäcke, Bettleinen, Wolldecken oder einige Federbetten für den Winter, alle Leibwäsche, die er besitzt, auch das Schlechteste findet hier noch Verwendung, alle europäische Kleidung auch Winterkleidung, Schuhwerk, Tisch- und Hauswäsche. Dann **starkes** Zimmermanns- und Schreinerwerkzeug, vor allem Bohrer in verschiedenen Größen, Hammer, Zange, Beitel für **H a r t h o l z**, auch 1-2 Hobel, Winkel, Mauerkelle, eine Schrotsäge, eine Brettersäge, 1 Bogensäge, 1 Handsägeblatt, 1 Fuchschwanz usw., 1-2 große, starke Aexte aus bestem Stahl, 1 Zieheisen, einige Scharniere für Tür und Fenster.

Aber **nicht** mitbringen soll er: hölzerne Bettstellen und andere Möbel. Dagegen wieder mitbringen alle Küchengeräte, die er besitzt, einige Blatthacken, 1 Spaten, 1 Schaufel, Tischmesser, Gabeln, Löffel. Hat der Mann ein Musikinstrument, so soll er es ja mitbringen! Und hat die Frau eine Nähmaschine, her damit! Man kann sie sehr schön auseinandernehmen und in

einer größeren Kiste verpacken, kann sie aber auch ganz lassen und die Zwischenräume ausfüllen mit leichteren Sachen wie Kopfkissen pp.

Die Kisten für das Gepäck seien nicht zu schwer und groß, eine wenigstens soll gut schließen, damit sie als Truhe für Wäsche, Winterzeug (Pelzmäntel u. dgl. sind natürlich Unsinn!) dienen kann. Jede Kiste findet hier bestimmt ihre Verwendung, sie seien also festgebaut.

Dann darf er die notwendige Gesundheit, die Arbeitswut, die zäheste Ausdauer und eine tüchtige nette Frau nicht vergessen. Sehr wünschenswert und von großem Vorteil ist die Kenntnis der spanischen Sprache. Wenn er dann alle die oben geschilderten Mißhelligkeiten in den Kauf nimmt, dann müßte es schon sehr komisch zugehen, wenn er hier zu Grunde geht. Parteipolitische Ideen soll er um's Himmels willen in Deutschland lassen, dort ist anscheinend recht viel Platz dafür. Er sei stolz auf sein Vaterland, ohne andauernd darauf zu pochen, der Paraguayer ist fanatischer Patriot, ihm steht sein Land sehr hoch. Der deutsche Ansiedler hier aber bekommt es fertig, Deutschland und seine Vergangenheit in aller Oeffentlichkeit schmäblich zu beschimpfen. Manchmal eine wahre Schande!

Ich glaube, nun habe ich aber genug genug berichtet, wenn meine Ausführungen auch manchmal etwas kraß erscheinen werden, so glaube ich doch, daß sie richtig sind. Ich habe viel Fehlschläge und Enttäuschungen erlebt und möchte davor so weit wie möglich bewahren.

Mit treudeutschem Gruß an die ganze Kolonialschule und an alle persönlichen Bekannten insbesondere, bin ich Euer Kamerad

\* \* \*

F. H., d. 23. Sept. 1928.

### Sehr geehrte Kameraden!

Wegen meines Schweigens bitte ich gütigst um Verzeihung; aber was wollte ich berichten! Nach meinem Besuch in Witzehausen zum Altherrentag, Anfang des Jahres, wollte ich bald nach Afrika; aber der Mensch denkt, Gott lenkt. Infolge eines Unfalls, den ich Ende März erlitt, konnte ich meine Reise nicht, wie beabsichtigt, Anfang April antreten, sondern mußte 8 Tage das Bett hüten und mich dann noch 14 Tage schonen. Erst am 5. Mai konnte ich mit dem Dampfer „Ufaramo“ meine Reise von Hamburg ab antreten. Es war keine, was man sagt, schöne Fahrt. Zwar hatten wir keinen Sturm, aber sonst ziemlich alles, was auf einer Seefahrt sich ereignen kann. Mit einigen Stunden Verspätung fuhren wir von Hamburg weg. In Rotterdam luden wir sehr viel Fracht, lagen einen Tag länger als beabsichtigt war. Kurz hinter Southampton verloren wir einen Flügel der Schiffs-

Schraube. Infolge des fehlenden Flügels war die Schraubenwelle ungleich belastet und die Usaramo stückerte im Kanal und im Golf von Biskaya bei gutem Wetter und glatter See ganz ordentlich. In Las Palmas wurden erst zwei Tage lang erfolglose Versuche gemacht, die Schraube unter Wasser durch Taucher zu reparieren. Als aber die Schiffsleitung einsah, daß bei den unzulänglichen Mitteln (Eisenmeißel und Handhammer) mit denen gearbeitet wurde, jeder Erfolg ausgeschlossen sei, ging ein Telegrammwechsel mit der Linie und der Versicherungsgesellschaft in Deutschland los, der sich in die Länge zog. Als wir von Las Palmas abfuhren, hatten wir glücklich im Ganzen 4 Tage Verspätung und wir stückerten ebenso weiter wie bisher. Natürlich war, durch den langen Aufenthalt in Las Palmas, die Reisekasse stark in Anspruch genommen worden. Die Reisegesellschaft war sehr gemischt und nicht so wie bei meinen früheren Ausreisen; es war kein Zusammenhalt da. Außerdem hatten wir viel Ausländer — Belgier, Franzosen und ein paar Engländer — an Bord; ferner ca. 15 Missionare (evangelische und katholische) nebst vier katholischen Schwestern. Unter dem Aequator starb ein Steward ersten Klasse und wurde, wie üblich, zur ewigen Ruhe gebettet, wobei ein evangelischer Pfarrer, der auch nach Südwest reiste, die Leichenrede hielt. Die Aequatortaufe war ja ganz nett; Bord- und Deckspiele wurden auf dieser Reise wenig getrieben.

Am 4. Juni landeten wir endlich in Walfischbay, wo wir fahrplanmäßig am 31. Mai eintreffen sollten. Hier erlebte ich, als erstes in Afrika, eine Enttäuschung. Die Verwalterstelle, die mir zugesichert worden war, war besetzt, weil meine Ausreise sich verzögert hatte. Aber der Farmer schrieb mir, daß ich zu ihm kommen könne, bis ich etwas passendes gefunden. Wenn ich wolle, könne ich mir monatlich ein paar Pfund verdienen, er habe einen Maurer auf dem Platz, der eine Hilfe gebrauchen könne. Viel zu zahlen sei ihm nicht möglich. Nach kurzem Ueberlegen telegraphierte ich von Walfischbay aus, weiter nichts als „Komme, Krekel“, und fuhr am 4. abends, nachdem meine Sachen den Zoll passiert hatten, nach Swakopmund. Hier mußte ich leider 2 Tage bleiben, da vorher keine Zugverbindung nach dem Norden war; meine Bahnstation ist Sch. Am 6. abends spät kam ich in O. an und mußte hier auch wieder  $1\frac{1}{2}$  Tag warten, bis ich mit einem Auto nach dem 90 km entfernten H. hinaus konnte. Spät kam ich hier an. Am 9. und 10. Juni habe ich mir den Betrieb angesehen und der Farmer sagte mir, „wenn Sie für 6 Pfund solange bleiben wollen, bis Sie etwas besseres gefunden haben, ist mirs recht“. Nun bin ich seit dem 11. Juni hier für 6 Pfund im Monat, bei vollkommen freier Station und Wohnung, Essen und Wäsche. Daß ich eifrig nach etwas Passendem suche (Verwalterposten) ist selbstverständlich. An die Farmwirtschaftsgesellschaft in Windhuk habe ich mich gewandt wegen einer Stellung und die Nachricht erhalten, daß ich meine gegenwärtige Position gut festhalten solle. Heute seien 6 Pfund bei freier Station eine

gute Stellung bei dem Ueberangebot von weißen Arbeitskräften, die nicht leicht zu bekommen sei. Zwar hoffe ich immer noch 10 Pfund bei freier Station, wie ich es vor meiner Krankheit hatte, zu verdienen. Jetzt heißt's für mich abwarten und die Füßler nach allen Seiten ausstrecken.

Zu Hause weht der Wind bald über die Stoppeln, heute ist Herbstanfang, hier dagegen sind wir fast schon im Frühling und gehen dem Sommer mit Riesenschritten entgegen. Bäume und Büsche fangen an zu blühen und Blätter zu treiben; unzählige kleine Blümchen blühen und das Gras fängt an grün zu werden. Auch hat die Hitze zugenommen und es ist manches Mal recht schwül, was besonders bei Nacht unangenehm ist. Die Vorboten der Regenzeit, die Wolken, zeigen sich ab und an; auch hatten wir an einigen Stellen im Land schon Niederschläge, allerdings sehr gering. Es kommt oft vor, daß schon im September oder Oktober Regen fällt, das sieht der Farmer ungern. Wenn der Regen früh einsetzt, kommt die Hauptregenzeit meistens spät und das ist nicht gut. Regnet es im Oktober ein paar mal ordentlich, kommt das frische grüne Gras aus dem Boden. Setzt aber nun der Regen aus, so verdorrt das zarte, eben aufgegangene Gras wieder bei der großen Hitze, und das Vieh, das bei grünem Gras mehr und bessere Milch gibt, ist wieder auf das Trockenfutter des letztjährigen Grasses angewiesen. Auch leidet die Keimkraft der Weide, wenn das Gras öfters verdorrt.

In der Trockenzeit führt der Farmer die Arbeiten aus, welche keinen Regen vertragen; Backsteinmachen, Brunnenbau, Bauerei usw. Wir sind hier mit Bauen eines Nebengebäudes, das verschiedene Wirtschaftsräume enthalten wird, beschäftigt. In der Regenzeit geht, wenn der Boden erst richtig feucht ist, die „Bestellung“ los. Wir bauen hier auf Regenfall Mais, den „großen Pferdezahl“, den wir nach der Ernte mit einer Trusmühle, die durch einen kleinen Benzinmotor betrieben wird, mahlen. Das Maismehl findet bei Beköstigung der Leute Verwendung.

Für dieses Mal muß ich Schluß machen; es ist schon spät und morgen früh geht Post weg. Ein ander Mal will ich über die Verhältnisse, wirtschaftliche und politische, schreiben.

Mit den besten Empfehlungen an Herrn Direktor und die Herren Dozenten und kameradschaftlichen Grüßen an ganz Wilhelmshof bin ich

Ihre  
E. Krekel.

\* \* \*

Juli 1928

L i e b e r K a m e r a d !

Damit ich bei Ihnen nicht ganz in Vergessenheit gerate; will ich auch etwas von mir hören lassen. Vorausschicken möchte ich — als ich mit der „Ufaramo“ am 1. Juni hier in L. ankam

— lernten wir — mein Chef und ich — einige Herren kennen, die von irgend einer amtlichen Stelle nach Angola geschickt wurden, einen Dr. S. und einen pommerischen Gutsbesitzer, diese sollten sich Angola ansehen und auch den Riesenbetrieb einer Firma, die eine große Konzession hat und Land an Deutsche „abgeben“ will. Dieses schreibe ich deshalb an Sie, weil Sie, wenn die Herren zurück sind, ein umfassendes Urteil über die „Möglichkeiten“ in Angola bekommen können. Sie werden wohl schon die „richtigen“ Wege finden, an die Herren heranzukommen,

Ich bin hier bei einem Herrn M. — Er ist jetzt 5 Jahre im Land mit seiner Frau und zwei kleinen Kindern. Wir liegen südlich von Ganda am Hanya Onkal, Höhe etwa 910 m ohne Frost, — augenblicklich ist Trockenzeit, kälteste Temperatur etwa 11° Cels., wärmste im Schatten 27°. Nach unserer Meinung ist Angola noch das einzige Land, wo man in Ermangelung größerer Kapitalien noch unter günstigen Umständen siedeln und Farmen mit tropischen Kulturen anlegen kann. Es gibt ja auch viele Deutsche, die hier angefangen haben und bald alles Geld losgeworden sind — (das waren denn auch meistens keine Fachleute) und dann fehlten Landes- und Sprachkenntnisse. Schon in L. geht das Rupfen los, ein Deutscher soll tolle Preise nehmen, um die Zollangelegenheiten — besonders Gewehre und Munition — zu regeln, man wird regelrecht von ihm empfangen, natürlich auf eigenen Wunsch ins teuerste Hotel gebracht usw. Und dann ist es einem jungen Schlesier passiert, daß ihm der Herr, bei dem er einige Zeit lernte, eine schon seit einem Jahr verfallene Konzession verkaufen wollte. Etwas hat er verloren, aber er merkte es noch zeitig genug. Als Reklame bekam jener von der betreffenden Firma ein getipptes Schreiben, was er alles lernen könne, — u. a. Reiten und Fahren, Pferde- und Maultierzucht, Weideverbesserung u. a. m. — man sehe und staune. Es waren zwei kranke Maultier vorhanden und eine alte Rikschas, — Weideverbesserung ist nicht nötig, das Vieh kann so weit laufen wie der Himmel blau ist, und wo es immer durch Weiden kurz gehalten wird, ist die Weideverbesserung. Na ja, es würde zu weit führen, alle die kleinen Enttäuschungen und Rückschläge zu beschreiben. Wenn einer rüberkommt, ein Standquartier hat und von da aus sich umsieht und von den verschiedenen Menschen und verschiedenen günstigen Plätzen lernt und dann die Eingeborenen-sprache und Portugiesisch versteht, der kann selber anfangen. Ganz allein ist es aber sehr schwer, man bekommt nichts vernünftiges zu essen und man verliert etwas, besonders, wenn Anlage dazu vorhanden ist. — Ich lege Ihnen das Landgesetz bei, aber es ist alt und das neue ist noch nicht bekannt, es handelt sich aber nicht um grundsätzliche Änderungen. Vorläufig haben wir hier Mais, Oelpalmen werden herangezogen, Land für Kaffee gerodet und eine Wasserzuleitung angelegt. Im Garten haben wir europäisches Gemüse, Salat, Kohl, Erbsen, Bohnen, Tomaten, Spinat, Sauer-

ampfer, dann Zitronenbäume, die die ersten Früchte in diesem Jahre ansetzen, Apfelsinenbäume, kleine Pfirsiche, Banane, Papaja-Baummelone, Ananas. Ich fühle mich sehr wohl hier. Chinin wird prophylaktisch genommen, wenn das richtig eingehalten wird, bekommt man nicht viel Fieber. — Frau M. hat hier zwei Kinder bekommen und in 4 Jahren 5 mal Fieber gehabt, aber auch nur nach besonderer körperlicher Schwächung, einige andere Deutsche wohnen weiter im Hochlande — über die 1000 m, wo es „fieberfrei“ sein soll (?) — sie nehmen daher kein Chinin. — Einige von ihnen haben deswegen Schwarzwasser, verschleppte Malaria, gehabt. Dort oben gehen die Temperaturen in der Trockenzeit auch unter Null. — In L. arbeiten wir so im Durchschnitt mit 40–50 Leuten pro Tag, Hirten einbegriffen, und auch die Kleinen. Ohne Verpflegung alle, Große stehen sich auf 40 Eskuden, kleine auf 20 Esk. pro Karte, auf der 30 Tage stehen, man muß hier natürlich mit Eskuden rechnen, weil man auch bloß Eskuden verdient. Augenblicklich ist die Maisernte seit einigen Wochen fertig — auch alles gerebbelt — Handrebbelmaschine, und mit unseren zwei Ochsenwagen und einer Karossa etwa 80000 kg abgefahren — jetzt werden wir fertig mit einem Stück Erdnüsse — das ist aber nicht toll mit dem Ertrag. Im ganzen haben wir 60 ha unter Kultur — auch ist ein guter Stamm von Milchkühen — aber nicht so gut wie Südwestvieh. — Kürzlich hatten wir einen Fall von Lungenseuche und haben selbst ohne Viehdoktor die Tiere geimpft. — Hier ist seit einigen Wochen ein sehr tüchtiger Herr aus Südwest — dort war er Verwalter 2 Jahre lang — aber er findet Angola für Leute mit nicht so großem Geldbeutel viel geeigneter und aussichtsreicher. — Konzessionsland — Busch kostet nichts. Wasser ist überall vorhanden, kostet also auch nichts. Wo gibt's so etwas in Südwest?! Der Besitztittel für die Konzession kommt ganz von selbst — wenn darauf Arbeit geleistet wird. — Wer aber von vornherein Wert legt auf Besitz, wirft unnötiges Geld hinaus. — Ich verstehe eigentlich gar nicht diese Südwestpropaganda! — Ich bewarb mich doch bei P. G. Post O. Trotzdem ich in meiner Lebensbeschreibung erwähnte, daß ich sehr viel selbst gearbeitet habe in meinen Stellungen und auch zu allem gewillt wäre, schreibt er am Schluß: Ich glaube also Ihnen nicht anzuraten, nach hier zu kommen, sollten Sie aber durchaus wollen, so will ich Sie unter obigen Bedingungen nehmen, — falls Sie die Kautions von 40 £ selbst bezahlen und für mich keine Haftung besteht. Wir selbst hätten dann ein monatliches Kündungsverhältnis beiderseitig! — Und als mindeste Mittel für die „Ansiedlung“ (sehr vorsichtiges Wort!) sind 20000 Mark nötig für, (das war einmal! ja, offiziell genügen 20000 M.) Hausbau, Vieh und Wasserbeschaffung u. a. Inventar, da reichen die 20000 M. knapp, dann fehlt noch viel fürs Land. — Na, und dann noch die diversen Schulden. — Ich will nicht so tun, als ob ich hier den Himmel voller Geigen sähe, — aber wer es

hier ein wenig geschickt anfängt, stellt hier für 15000 M. mehr her als in S. W. mit 45000 M. — es kann auch passieren hier wie im Süden, daß er alles „kwyt (verliert) raakt“. Man hofft viel von der Durchführung der Bahn bis K. — Bis zur Angolagrenze ist sie schon fertig. — Dann noch eins — was auch Herr G. sagte und auch im K.-P. steht: — Daß der Weiße der Arbeiter und Schwarze der Handlanger ist, — ist nur bedingt richtig. — Natürlich sind handwerkliche Geschicklichkeit in Schmiedearbeiten und Holzarbeiten unendlich wichtig und sparen einem viel Geld, — besonders auch das Werkzeug scharf und in Ordnung halten, Sägen feilen und richten können, — all so was ist viel wichtiger als alle grobe landwirtschaftliche Arbeit; so etwas kommt bei uns gar nicht in Frage, natürlich muß man etwas davon verstehen, um es einem Eingeborenen mit der nötigen Kraft vorzumachen, — und dann natürlich beaufsichtigen und einzuteilen verstehen, da hat man wahrhaftig genug Arbeit — d. h. es kommt ja auch auf die Menschen selber an — einer rennt sich die Hacken ab und schuftet, und der andere weiß überall den richtigen Keel anzustellen, nie zu viel und nie zu wenig und fährt viel besser dabei! Es gibt hier auch viele Deutsche, die sehr viel selber arbeiten müssen. Verschiedene Verhältnisse gibt es hier natürlich auch genau so wie zu Hause.

Abchrift des Landgesetzes:

Angola, ca. 700000 Quadrat-Meilen (engl.) 14 mal so groß wie Portugal.  $\$ =$  Eskudo.  $\approx$  ca. 7  $\$ =$  1 Mark.

1. Alle Anträge wegen Land müssen an das Generalgouverno gemacht werden.

2. Niemand kann mehr als 5000 ha in einem oder mehreren Blocks bekommen, aber zwei oder mehrere Pächter können sich zusammentun und ihre Blocks zusammenlegen.

3. Die jährliche Pacht beträgt  $\$$  0.3 pro ha.

4. Sobald ein Ansiedler Land annimmt, wird ihm ein vorläufiger Titel für höchstens 10 Jahre erteilt.

5. Während dieser 10 Jahre hat der Pächter folgende Bedingungen zu erfüllen:

a. In sein Land das 2000fache der Summe der Jahrespacht hineinzustecken, also z. B. für 5000 ha 30000 Eskudos. Diese Aufwendungen können erfolgen: in Beschaffung von Vieh, Maschinen, Inventar, Gebäuden, Sachen usw., also alles was mit der Entwicklung des Landes in Verbindung steht.

b. Das Land ist vermessen zu lassen und die Vermessung dem Gouverno einzureichen, (kann man lange hinziehen) 1 ha unter Kultur berechtigt zum Besitz von 5 ha.

4 Haupt Großvieh berechtigten zu 10 ha, 1 Haupt Kleinvieh berechtigt zu ha.

6. Sobald diese Bedingungen erfüllt sind, hat der Pächter ein Recht auf den endgültigen Besitztitel und wird denselben sofort (?) erhalten.

7. Bei Nichterfüllung wird der vorläufige Titel ungültig; da aber während der 10 Jahre gewisse Aufwendungen gemacht sein werden, so wird — im Verhältnis zu diesen — dem Pächter ein Stück Land zugeteilt, — sofern er dieses Stück vermessen läßt.

8. Sobald endgültiger Besitztitel erteilt ist, zahlt der Pächter den 20fachen Betrag der jährlichen Pacht, also für 5000 ha  $\$ 0.3 \text{ mal } 5000 = 30000 \$$ .

9. Vorläufige Besitztitel dürfen mit Genehmigung des Generalgouvernors übertragen werden.

10. Die erste Uebertragung ist abgabefrei.

Als Landwert, nach welchem die Grundsteuer berechnet wird, gilt die 20fache Jahrespacht, z. Zt. gibt es keine Grundsteuer, jedoch muß folgende Spezialsteuer bezahlt werden:

11. Während des ersten Jahres der vorläufigen Landkonzession ist nichts zu zahlen.

Im zweiten Jahre ist zu zahlen, falls ein geringerer Betrag als die 20fache jährliche Pachtrate hineingesteckt ist: 5% des Landwertes als Grundsteuer.

Im dritten Jahre, falls der bezeichnete Betrag nicht angewendet ist, 10% usw.

Wenn am Ende des zweiten Jahres  $\$ 30000$  auf das Land verwendet sind, wird keine Grundsteuer gezahlt.

12. Während der ersten 10 Jahre nach Zahlung der besagten Summe von  $\$ 30000$ , = Eskudo wird keine Grundsteuer bezahlt. Danach wird zu zahlen sein: die gesetzl. einzuführende Grundsteuer (die noch nicht besteht).

13. Dem Gesuch an den Generalgouvernör zur Erteilung einer provisorischen Konzession müssen folgende Dokumente beigefügt sein:

- a. Bankausweis, daß der Gesuchsteller genügend Mittel hat,
- b. Bescheinigung des Finanzamtes, daß der Gesuchsteller bei der Gouvernementskasse  $\$ 200$  für 5000 ha hinterlegt hat.
- c. für fremde Staatsangehörige die Erklärung, daß man sich den Landesgesetzen unterwirft.
- d. Croquis u. Landesbeschreibung (selbstgemacht genügt vollkommen) müssen beigelegt werden.

Am 2. August/Donnerstag geht ein Bote von uns nach G. um Post zu holen — da habe ich mich beeilt, den Brief noch fertig zu stellen. Am Montag den 6. 8. geht der Zug nach L. Hoffentlich denken Sie auch an mich beim Verschicken des K.-Pionier. Für dieses Jahr habe ich schon bezahlt.

Mit vielen herzlichen Grüßen bin ich

Ihr Kamerad . . . . .